

*Imre Kurdi (Budapest)*

**„Nun will ich aber auch gewiß hier täglich etwas  
hinein schreiben.“**

**E. T. A. Hoffmanns Tagebücher****Vorbemerkung**

Ziel der vorliegenden Studie ist es, die Tagebücher E. T. A. Hoffmanns auf ihren ‚literarischen‘ Textcharakter hin zu untersuchen, und an Hand der Fallstudie Hypothesen in Bezug auf die ‚Gattung‘ Tagebuch zu formulieren. Die im Tagebuch festgestellten Vertextungsverfahren mögen den Kennern des ‚literarischen‘ Werkes von Hoffmann in vielen Fällen zwar bekannt vorkommen, doch der detaillierte Nachweis von eventuellen Entsprechungen mit dem ‚literarischen‘ Werk würde den Rahmen dieser Studie sprengen. Dies wäre Gegenstand einer eigenständigen Untersuchung. Es sei sogleich auch ausdrücklich festgehalten, daß das Anliegen vorliegender Studie nicht darin besteht, den Quellenwert der Hoffmannschen Tagebücher in Bezug z.B. auf Datierungen, Entstehungsgeschichten etc. in Frage zu stellen. Selbst wenn ein ‚literarischer‘ Textcharakter der Tagebücher nachgewiesen werden kann, würde dies ihre Verwertbarkeit als Quelle rein ‚äusserlicher‘ Daten kaum beeinträchtigen.

**1. Zur Ausgabe: „Seelendokument“ und/oder biographische Quelle**

Die von Friedrich Schnapp erstellte Ausgabe der Tagebücher E. T. A. Hoffmanns<sup>1</sup> scheint durch ihre Anlage sowie ihre Art der Präsentation des ‚Textmaterials‘ beispielhaft den Umgang der Literaturgeschichtsschreibung mit ‚literarischen‘ Tagebüchern zu verdeutlichen. Die Literaturgeschichtsschreibung betrachtet nämlich Tagebücher in der Regel lediglich als eine Art Zitatsteinbruch, wo gerade das am leichtesten zu holen sei, was sonst am meisten vermißt wird: das vermeintlich unmißverständliche Wort des Dichters, der ja sonst, als Fabrikant von Fiktionen, per definitionem als notorischer Lügner gilt. Zitate und Auszüge aus Tagebüchern, aus ihrem Kontext gerissen und kurzerhand für bare Münze genommen, sollen daher oft dazu herhalten, ‚Fakten‘ der Biographie, Entstehungsgeschichten und Wirkungszusammenhänge des ‚Werkes‘ zu erhellen oder durch die Autorität des Dichterwortes Interpretationen zu beglaubigen. Bei all dem wird

<sup>1</sup> Hoffmann, E. T. A.: Tagebücher. Nach der Ausgabe Hans v. Müllers mit Erläuterungen hg. v. Friedrich Schnapp. München 1971. (= TB)

als Selbstverständlichkeit – und daher in der Regel stillschweigend – vorausgesetzt, daß das Wort des Dichters im Tagebuch sich in einer Art Ausnahmezustand befindet. Was sonst als ‚Werk‘ oder als ‚Text‘ der Interpretation bedarf, was sonst auf Gedeih und Verderb der Interpretation überantwortet ist, soll hier als pures ‚Dokument‘, als bloßes ‚Lebenszeugnis‘ aufbereitet und der Forschung in leicht zugänglicher Form präsentiert werden, um das jeweilig zu Bezeugende in einer angeblich völlig durchsichtigen und nicht weiter hinterfragbaren Weise ein für allemal zu bezeugen. Ganz in diesem Sinne heißt es – metaphorisch – im Vorwort des Herausgebers: „[...] mit Recht konnte sich Müller rühmen, eins der außerordentlichsten *Seelendokumente* der deutschen Romantik, ja vielleicht der deutschen Literatur überhaupt, veröffentlicht zu haben.“<sup>2</sup> (Herv. I.K.)

Dieser ‚theoretischen‘ Proklamation entsprechend ist die Ausgabe ganz und gar darauf angelegt, das ‚Textmaterial‘ der Hoffmannschen Tagebücher für eine schaffenspsychologisch und/oder biographisch orientierte Forschung aufzubereiten. Die Intention der Herausgeber ist bereits der Einleitung Hans von Müllers zur Erstausgabe von 1915 zu entnehmen. Dort heißt es einerseits: „Nur zögernd gebe ich in diesem Buche die letzten Geheimnisse eines von mir tief geliebten Menschen preis...“<sup>3</sup> Andererseits wird insistiert: „Als Quelle für Hoffmanns Leben in Bamberg, Dresden und Leipzig, besonders auch für die Datierung seiner Arbeiten stehen die Tagebücher weitaus an erster Stelle.“<sup>4</sup>

Nach zwei editorischen Vorworten (S. 5-44), die in erster Linie die nicht ganz unkomplizierte Geschichte der Textüberlieferung, die Art und Weise bzw. die Besonderheiten von Hoffmanns Eintragungen sowie die Editionsprinzipien der Ausgabe erläutern<sup>5</sup>, sind die insgesamt zehn Tagebücher Hoffmanns auf etwas mehr als zweihundert Seiten abgedruckt (S. 45-267). Diesem Hauptteil folgt im Anhang (S. 269-277) ein Fragment gebliebener Text Hoffmanns mit dem Titel „Drey verhängnißvolle Monathe! (Auszug aus meinem Tagebuch für die Freunde.)“ – es handelt sich dabei um eine Art amplifizierten Hypertext der Tagebucheintragungen vom 15. bis zum 29. August 1813; eine politisch bewegte Zeit, die Hoffmann in Dresden verlebte.<sup>6</sup>

<sup>2</sup> Vorwort von Schnapp, in: TB, S. 5. – Die hervorgehobene Metapher bezieht sich wohl in erster Linie auf Hoffmanns Affäre mit Julchen Mark.

<sup>3</sup> Aus Hans von Müllers Einleitung zur ersten Ausgabe der Tagebücher, in: TB, S. 12.

<sup>4</sup> TB, S. 17. Vgl. auch S. 21: „Gegenüber dem kaum hoch genug anzuschlagenden Werte, den die Tagebücher als biographische Quelle für die in ihnen dargestellten Zeitabschnitte haben, erscheinen die Mängel, die sie in dieser Beziehung aufweisen, fast nur als Schönheitsfehler.“ (Herv. im Original.)

<sup>5</sup> Schnapps Vorwort folgt ein Auszug aus Hans von Müllers Einleitung zur ersten Ausgabe der Tagebücher.

<sup>6</sup> Merkwürdig genug, daß die Herausgeber den Vergleich mit den Tagebucheintragungen desselben Zeitraums gänzlich dem Leser überlassen.

Die restlichen mehr als vierhundert Seiten der Ausgabe sind dem Apparat vorbehalten (S. 279-698). Er bringt zunächst (S. 279-477) die Erläuterungen des Herausgebers. Außer gelegentlichen Hinweisen auf Besonderheiten der Hoffmannschen Handschrift bzw. chronologischen Berichtigungen werden hier hauptsächlich und weitläufig biographische Einzelheiten und Zusammenhänge – insbesondere persönlicher Umgang und briefliche Kontakte mit mehr oder weniger bedeutenden Zeitgenossen, Entstehungsgeschichten von Texten, Bildern und Kompositionen, Einzelheiten von Hoffmanns Tätigkeit beim Theater und als Justizbeamter, Besuche auf Bällen und in Gasthäusern etc. – erläutert bzw. im Detail dokumentiert, und zwar ohne dabei dem Text der Tagebücher als interpretationsbedürftig auch nur im Geringsten Rechnung zu tragen. Den so angelegten Erläuterungen folgt (S. 478 f.) ein alphabetisches Verzeichnis der von Hoffmann in Leipzig und Dresden 1813-1814 dirigierten Opern mit 37 faksimilierten Theaterzetteln in chronologischer Reihenfolge (S. 481-518).

Den Abschluß der Ausgabe bilden, offensichtlich um ein schnelles Nachschlagen entstehungsgeschichtlicher und biographischer Zusammenhänge zu ermöglichen, mehrere Register: ein Register der in den Tagebüchern genannten Werke Hoffmanns (S. 521-562), eins der in den Erläuterungen genannten Werke Hoffmanns (S. 562-566) – beide geordnet nach Bildern, Kompositionen und literarischen Werken –, sowie ein Namens- bzw. Ortsregister (S. 567-679, bzw. S. 680-691), und schließlich ein Verzeichnis der Faksimile-Beigaben (S. 693-696).

Nach all dem läßt sich festhalten, daß die Ausgabe zugegebenermaßen – sowohl ihrer Struktur als auch ihrem Apparat nach – darauf angelegt ist, die biographisch und/oder schaffenspsychologisch orientierte Forschung mit möglichst problemlos brauchbarem Zitat- und Belegmaterial zu versorgen, ohne dabei dem Textcharakter und der sich daraus notwendiger Weise ergebenden Interpretationsbedürftigkeit der Hoffmannschen Tagebücher Rechnung zu tragen. Wenn andererseits in vorliegender Studie gerade dies versucht wird, soll das Recht der biographisch orientierten Forschung, Tagebücher als Datenquelle zu benutzen, damit keinesfalls in Frage gestellt werden. Denn Tagebücher sind zwar durchaus als Datenquelle verwertbar, sie sind aber auch wesentlich mehr.

## 2. Tagebuch (1. Oktober – 17. November 1803)

Im Folgenden sollen die unter dem Titel „2. Tagebuch (1. Oktober – 17. November 1803)“<sup>7</sup> in der Ausgabe abgedruckten Eintragungen Hoffmanns einer Analyse unterzogen werden. Diese Eintragungen markieren den Anfang von Hoffmanns Tagebuchführung überhaupt<sup>8</sup>, und trotz mancher Abweichungen

<sup>7</sup> TB, S. 50-62.

<sup>8</sup> In der Müller-Schnappschen Ausgabe ist diesem 2. Tagebuch zwar ein 1. Briefbuch vorangestellt (TB, S. 48 f.), aber jene Briefkonzepte kann man kaum als Tagebuch im eigentlichen Sinne des Wortes gelten lassen.

gegenüber den Tagebüchern aus späteren Jahren scheinen sie gut dazu geeignet, die Eigenart Hoffmannscher – und vermutlich nicht nur Hoffmannscher – Tagebücher zu veranschaulichen.

Die Unterschiede im Vergleich zu Hoffmanns Tagebüchern aus späteren Jahren sind wohl durch den Umstand (mit)bedingt, daß Hoffmann seine Eintragungen im Jahr 1803 noch in ein Schreibbuch und nicht in die später benutzten Nürnberger bzw. Leipziger Schreibkalender vorgenommen hat.<sup>9</sup> Der auffallendste Unterschied zwischen den Eintragungen aus dem Jahre 1803 und den späteren besteht in ihrer relativen Länge; hier formulierte Hoffmann noch nicht, wie später zumeist, in Stichworten und fragmentarischen Sätzen oder sogar Worten, auch Piktogramme sind relativ selten – was wohl u.a. dadurch (mit) bedingt sein dürfte, daß ihm im Schreibbuch wesentlich mehr Raum zur Verfügung stand.

Der quantitative Unterschied der einzelnen „TAGE“<sup>10</sup> ist dabei freilich auch mit einem qualitativen, d.h. stilistischen verbunden: Während in den Tagebüchern aus späteren Jahren, u.a. wohl durch den begrenzten Raum mitbedingt, immer mehr das zumeist stichwortartige Registrieren der oft nicht allzu wechselvollen Ereignisse in den Vordergrund tritt, scheint das Hauptanliegen der Tagebücher aus dem Jahre 1803 noch ziemlich eindeutig darin zu bestehen, sich (selbst) auszuformulieren, d.h. „den lyrischen Traum des wirksamen freyen KünstlerLebens“ (TB, S. 57) zu konzipieren.

## 2. 1. Zeitstrukturierung

Eines der wichtigen Anliegen von Tagebüchern besteht wohl darin, für den Diaristen aus irgendeinem Grunde bemerkenswerte Ereignisse des Tages für die Erinnerung schriftlich zu fixieren. Insofern bildet das Bewußtsein vom Vergehen der Zeit – explizit oder implizit – eines der Hauptmotive jeder Tagebuchführung. Hoffmanns Tagebuch läßt aber noch ein anderes konstitutives Bedürfnis erken-

<sup>9</sup> Sowohl dieses Schreibbuch als auch die später benutzten Nürnberger bzw. Leipziger Schreibkalender werden im Abschnitt „Dauer und äußere Form der Aufzeichnungen“ von Hans von Müller ausführlich beschrieben (vgl. TB, S. 27 ff. ).

<sup>10</sup> Vgl. Plener, Peter: Buchhaltung der Erinnerung. Zu Tagebüchern von Schrift-Stellern. In: Die Erinnerung in der deutschsprachigen Literatur. Symposium der ungarischen Nachwuchsgermanisten. Hg. v. Zsuzsa Breier, Edit Király u. Angelika Thumm. Budapest 1998, S. 98-114, hier S. 99: „Im Tagebuch geht es um eine Lebensdarstellung, die bestimmten, gattungsspezifischen Textmerkmalen unterworfen ist. Hinsichtlich der Einheiten und Segmente, aus denen sich ein Tagebuch zusammensetzt, spricht man von einem TAG. Dieser Begriff bezeichnet eine Textgröße, die zwischen einem Satz und dem Textganzen liegt. Gekennzeichnet wird der TAG durch das Datum zu Beginn. Er endet mit dem nächsten Datumseintrag.“

nen; nämlich das, die Zeit selbst zu strukturieren, ihrem bloßen Vergehen einen Rhythmus, eine Richtung, ein Ziel, irgendeinen Gehalt zu verleihen.

Die Zeit, bzw. ihr Vergehen als konstitutives Problem des Tagebuchs macht sich besonders bemerkbar am Anfang bzw. am Ende. Wie in allen epischen Gattungen stellt sich, da jeder Anfang und jedes Ende an sich mehr oder minder willkürlich bzw. zufällig gesetzt ist, auch beim Tagebuch die Frage, wo mit den Eintragungen anzufangen und wo mit ihnen aufzuhören sei. In Hoffmanns Tagebüchern aus späteren Jahren scheint das Problem schon durch das Medium des Niederschreibens gelöst, da der Umstand, daß die vorgedruckten Schreibkalender mit dem 1. Januar des jeweiligen Jahres beginnen und mit dem 31. Dezember desselben enden, das Problem von Anfang und Ende gewissermaßen verschleiert.<sup>11</sup> Der Benutzer des Schreibbuches kann im Jahre 1803 jedoch noch nicht umhin, die Eintragungen mit einem besonders markierten Tag anzufangen – bzw. den Tag der ersten Eintragung nachträglich zu einem besonderen zu stilisieren. Dementsprechend heißt es gleich am Anfang der ersten Eintragung vom 1. Oktober 1803:

Vorgestern faßte ich den Entschluß endlich einmal wie ichs mir schon so lange vorgenommen hatte wirklich ein regulaires Tagebuch zu halten und setzte den Termin zum Anfangen auf heute an. – Eigentlich dacht' ich recht jovialisch anfangen zu können voll Vergnügen über die erhaltene Freyheit, der Umstand daß heute der erste ist war mir Nebensache – aber der schwarzgesiegelte Brief aus Berlin enthielt die Nachricht daß der Onkel in der Nacht vom 24 auf den 25<sup>ten</sup> Septbr an der LungenEntzündung gestorben ist – Die Thränen sind mir nicht ausgebrochen – auch hab' ich nicht geschrien vor Schrecken und Schmerz, aber das Bild des Mannes den ich ehrte und liebte steht mir immerwährend vor Augen – es verläßt mich nicht – Den ganzen Tag ist mein Innres im Aufruhr gewesen – meine Nerven sind so gespannt daß ich über jedes kleine Geräusch zusammenfahre – (TB, S. 50).

Wie man sieht, bestreitet Hoffmann zwar ausdrücklich, daß das Datum, der 1. des Monats, beim Entschluß, gerade an jenem Tag die erste Eintragung zu machen, eine entscheidende Rolle gespielt hätte – trotzdem fällt auf, daß der Umstand,

<sup>11</sup> Umso auffallender ist freilich, daß nicht alle Schreibkalender ganz bis zum Jahresende ausgefüllt sind. So im Jahre 1804 (immer noch ins Schreibbuch eingetragen), 1811 (6. Tagebuch), 1814 (9. Tagebuch), 1815 (10. Tagebuch). Daß aber das Problem von Anfang und Ende bis zu einem gewissen Grade tatsächlich durch das Medium des vorgedruckten Schreibkalenders verschleiert wird, bezeugen u.a. zwei Eintragungen, nämlich die letzte von 1813 (vom 31. Dezember) und die erste von 1814 (vom 1. Januar), indem die letztere eine beinahe nahtlose Fortsetzung der ersteren ist. Sie lauten: „[...] - So hätt ich dann ein höchst merkwürdiges Jahr beschlossen! – Was wird das Neue bringen? Ich will hoffen – Gutes! –“ (TB, S. 241) Und: „Krank – ungemütlich gestimt – des gestr[igen] Abends wegen...“ (TB, S. 242)

wenn auch nur als Nebensache, nicht unerwähnt bleibt. Unverkennbar ist also das Bestreben, die Eintragungen mit einem besonders markierten „InzidentPunkt“ (TB, S. 51) zu beginnen – oder den Tag des Anfangs als solchen zu stilisieren.

Letztere Bemerkung soll nicht den Anschein erwecken, als ob die Aufrichtigkeit von Hoffmanns Erschütterung über die Todesnachricht des Onkels um allen Preis in Zweifel gezogen werden sollte, obschon die Fortsetzung der ersten Eintragung – plötzlich nüchtern und sachlich, also mit einem auffallenden Stilbruch – folgendermaßen lautet: „Ich habe übrigens das letzte VasenGemälde mit Anstrengung gezeichnet – es ist gerathen.“ (TB, S. 50) Es soll bloß darauf hingewiesen werden, daß sich die Situation des Lesers von Tagebüchern kaum von der des Lesers von fiktionalen Texten unterscheidet; beiden stehen nämlich nur sehr begrenzte Mittel zur Verfügung, Behauptungen des ‚Erzählers‘ zu überprüfen.<sup>12</sup> Insofern möchte ich einer m.E. immer noch nicht allgemein akzeptierten Feststellung Peter Pleners beipflichten: „Tagebücher sind [...] genauso ‚ehrlich‘ wie ‚unehrlich‘. Denn ‚Ehrlichkeit‘ – eleganter formuliert: ‚Authentizität‘ – stellt sich hier wie in anderen autobiographischen Schriften nur als quasi sekundärer Effekt ein, nämlich auf dem Umweg über die Rhetorik.“<sup>13</sup>

Die rein zeitstrukturierende Funktion des Tagebuchs kommt besonders klar in Zeitspannen zum Vorschein, in denen es kaum etwas zum Registrieren gibt. Während das potentielle ‚Lebensmaterial‘ in ‚bewegteren‘ Zeiten<sup>14</sup> notwendigerweise einer Auswahl<sup>15</sup> unterworfen werden muß, um überhaupt Eingang ins Tagebuch zu finden, dient Hoffmanns Tagebuch öfters dazu, die ‚Leere‘ der Zeit zu verdecken und gleichzeitig zu signalisieren; am lakonischsten wohl zwischen dem 18. und dem 25. Oktober, mit der einzigen, vermutlich aus der Retrospektive summierenden Eintragung: „*Dies tristes et miserabiles*“ (TB, S. 60).<sup>16</sup>

<sup>12</sup> Der Unterschied besteht lediglich darin, daß dem Leser von fiktionalen Texten je nach der jeweiligen Technik des Erzählens ausschliesslich textuelle Mittel der Prüfung zur Verfügung stehen, während der Leser von Tagebüchern darüber hinausgehend in bestimmten Fällen auch die Chance hat, im Tagebuch enthaltene datenartige Angaben quellenkritisch zu überprüfen.

<sup>13</sup> Plener, Buchhaltung der Erinnerung, S. 107 [Fußnote 10]. An das hier angesprochene Problem der Authentizität anknüpfend möchte ich betonen, daß der Name ‚Hoffmann‘ im Haupttext mal die biographische Person, d.h. den ‚Autor‘, mal den ‚Erzähler‘ der Tagebücher meint, und zwar ohne den aktuellen Referenten in jedem Einzelfall zusätzlich zu signalisieren.

<sup>14</sup> Die Metapher ‚bewegte‘ Zeit meint nicht unbedingt nur eine ungewöhnliche Fülle von ‚äußerem‘, z.B. politischem oder gesellschaftlichem, Geschehen.

<sup>15</sup> Die Auswahl des ‚Lebensmaterials‘ setzt ihrerseits irgendeine – freilich nicht unbedingt bewußt gewordene – Präkonzeption voraus.

<sup>16</sup> Ähnlich schon, wenn auch noch nicht so hoffnungslos lakonisch, vom 9. bis zum 15. Oktober (TB, S. 59); dort erhalten die Tage aber noch einzelne, wenn auch ähnlich lautende, Eintragungen.

Die Leere der Zeit und die zeitstrukturierende Funktion des Tagebuchs wird im Text mehr als einmal auch explizit zum Thema gemacht; zum ersten Mal schon am 3. Oktober, wo der TAG mit der eine Re-Lektüre der vorangegangenen zwei Eintragungen voraussetzenden Bemerkung schließt: „Ich bemerke daß das Tagebuch immer kürzer wird – ganz einschrumpfen in ein Nichts soll es nicht! –“ (TB, S. 54) Diese Beteuerung setzt offenbar voraus, daß die Möglichkeit für eine solche Entwicklung von Anfang an bestand bzw. vom Diaristen befürchtet wurde. Der Grund für das heimlich befürchtete Einschrumpfen des Tagebuchs wäre vermutlich in der Leere der Zeit zu suchen, die Hoffmann zu wiederholten Klagen Anlaß gab: „Himmel Welch magere Tage verleb' ich jetzt –“ (TB, S. 55); „Wann werd' ich mehr als das ewige todte Einerley hier wiederholen dürfen –“ (TB, S. 59). So dient die behauptete Leere an manchen Stellen sogar explizit als Kausalerklärung für das vorweggenommene Scheitern des Tagebuchprojektes; am prägnantesten nach der ‚Lücke‘ zwischen 28. Oktober und 8. November, an die sich am 8. November die Eintragung anschließt: „Große GeneralPause – wenn dies so fortgeht, wird aus dem Tagebuche nicht viel werden – aber es waren lauter *dies tristes* –“ (TB, S. 61). Allein aus den Tempora der Verben ergibt sich, daß die Lücke, ohne sie eigentlich schließen zu wollen, erst nachträglich thematisiert und ‚erklärt‘ wurde – es handelt sich dabei nicht um den einzigen Fall einer nachträglichen Eintragung<sup>17</sup>, was die Vermutung nahelegt, daß selbst die bloße zeitstrukturierende Funktion des Tagebuchs schon kurz nach dem Anfang nur noch mit Mühe und Not aufrecht erhalten werden konnte. Am 9. November faßte Hoffmann zwar noch einmal den Entschluß: „Nun will ich aber auch gewiß hier täglich etwas hinein schreiben –“ (TB, S. 62), aber schon am 17. November schrumpfte dieses erste Hoffmannsche Tagebuch endgültig „in ein Nichts“ ein. Der letzte TAG beginnt auf signifikante Weise mit dem Satz: „Eigentlich hätt ich vom Neujahrstage anfangen sollen, ich glaub es wäre besser gegangen! –“ (TB, S. 62). Und somit hat sich der Kreis geschlossen. Beklagt wird am Abbruch des gescheiterten Tagebuchprojektes der unglücklich gewählte Anfang; das Scheitern ist begründet, die Zufälligkeit des Abbrechens getarnt, der narrative Zusammenhang von Anfang und Ende hergestellt – fast wie in einem perfekt aufgebauten Roman.

Diesen ‚narrativen‘ Zusammenhang bzw. die Bedeutung des ‚markierten‘ Tages für den Anfang bestätigt dann nachträglich noch einmal der erste TAG des – wohl wieder nicht ganz zufällig – am 1. Januar 1804 (ebenfalls noch im Schreibbuch) angefangenen 3. Tagebuchs, das allerdings wiederum bereits am 10. März abbricht. Der erste Satz lautet dort:

<sup>17</sup> Von den Herausgebern schon „mindestens für den 9. bis für den 12. [Oktober, I.K.]“ (TB, S. 59) festgestellt.

Die Oktober und NovemberStücke des nun seit dem 17<sup>1</sup> November recht sanft ruhenden Tagebuchs waren bloße Präliminarien – von heute an wird regulair Buch gehalten über die Begebenheiten des Lebens die bunte Welt innerhalb der Wände des GehirnKastens mit ihren Ereignissen mit eingerechnet. – (TB, S. 63)

Ein Dichterwort, das wiederum nicht gehalten werden konnte.

## 2. 2. Ironisierte Selbstentwürfe

Tagebücher scheinen seit ihrem Aufkommen in der frühen Neuzeit ein privilegiertes Ort, Subjektivität zu entfalten; nicht nur, weil ein Subjekt mit seinen ‚Seelenergießungen‘ ihre Blätter füllt – auch oder sogar in erster Linie in dem Sinne, daß ihre Blätter oft dazu dienen, ein noch nicht bestehendes Selbst, eine gerade erst im Entstehen begriffene Subjektivität zu konzipieren. Mit anderen Worten: Sie stellen einen privilegierten Ort für Selbsterkenntnis<sup>18</sup>, bzw. mehr oder weniger offene Selbstkonzepte, in eine ungewisse Zukunft projizierte Selbstentwürfe dar.

In seinem ersten Tagebuch kommt Hoffmann oft auf „den lyrischen Traum des wirksamen freyen KünstlerLebens“ (TB, S. 57) zu sprechen<sup>19</sup>; er konzipiert sich selbst – in dieser Hinsicht wohl anderen angehenden Künstlern ähnlich – als Künstler, d.h. sein späteres Künstlerdasein als ‚Trippelbegabung‘. Ein wesentlicher Bestandteil der Konzeption ist die ständige Polarisierung des ersehnten Künstlerdaseins mit dem „ewige[n] todt[e] Einerley“ (TB, S. 59) des Lebens als Justizbeamter in Plock. Die Leere der Zeit, schon als wesentliches Motiv bzw. als Problem und Thema des ersten Hoffmannschen Tagebuchs ausgewiesen, wird somit als unabdingbare Begleiterscheinung dem ‚bürgerlichen‘ Leben zugeordnet – Hoffmanns erstes Tagebuch enthält somit im Keim schon die für die romantische Literatur und selbst in der Folgezeit noch lange so sehr charakteristische Problemstellung ‚Bürger- vs. Künstlerleben‘.<sup>20</sup>

<sup>18</sup> Zum Begriff ‚Selbsterkenntnis‘ vgl. Frank, Manfred: Selbstbewußtsein und Selbsterkenntnis. Essays zur analytischen Philosophie der Subjektivität. Stuttgart 1991. Zur sich selbst entwerfenden Tätigkeit des Subjekts vgl. ebd., S. 41: „Sie [die Zeitlichkeit der Person, I.K.] besteht doch darin, daß die Person sich von einem bestimmten Identitätspunkt [...] losreißen und auf eine Zukunft hin entwerfen kann, in deren Licht jeder Jetzt-Zeitpunkt allererst die Bedeutung erwirbt, in der er sich hält. Die Zeit desintegriert und differenziert – gewiß im Rahmen einer lebensgeschichtlichen Kontinuität, in die ein Element von Identität eingeht, das gleichwohl mit einem hart analytisch-Leibnizschen Identitätskriterium [...] unvereinbar ist. Es gibt keinen festen Kern, keine fixe Identität eines Individuums.“

<sup>19</sup> Von den insgesamt 24 TAGen dieses ersten Tagebuchs sprechen 8 das Thema explizit an.

<sup>20</sup> Hans von Müller meint sogar die Tatsache, daß Hoffmann im März 1815 endgültig mit dem Tagebuchschreiben aufgehört hat, damit erklären zu können, daß der Diarist in Berlin wieder zur ‚bürgerlichen‘ Tagesordnung zurückgekehrt sei; vgl. TB, S. 23 ff.

Auffallend in den diesbezüglichen Bemerkungen ist allerdings ein Wechsel von klagendem Pathos und distanzierter Ironie. Pathetischen Ausrufen wie z.B.: „Himmel welch magere Tage verleb' ich jetzt – Doch Geduld – Bald wird die Morgenröthe anbrechen.“ (TB, S. 55), sind distanziert-ironische Bemerkungen wie z.B.: „Ob ich wohl zum Mahler oder zum Musiker gebohren wurde? – Ich muß die Frage dem Präsidenten B. vorlegen oder mich bey dem Großkanzler darnach erkundigen die werdens wissen –“ (TB, S. 59 f.)<sup>21</sup>, an die Seite zu stellen. Letztere zeugen nämlich bei aller Befangenheit von einer ironischen Distanz auch sich selbst, der eigenen Lage und den eigenen Selbstentwürfen gegenüber, die selbst die pathetisch vorgetragenen Klagen noch als halbwegs spielerische Selbststilisierungen erscheinen läßt.

### 2. 3. Intertextualität: Selbstwahrnehmung über den Umweg der Fiktion

Es ist wohl kein Zufall und dürfte zu den grundlegenden Merkmalen von ‚literarischen‘ Tagebüchern<sup>22</sup> gehören, daß die Selbstwahrnehmung des jungen Diaristen, der damit beschäftigt ist, sein Künstlerdasein im Tagebuch zu konzipieren, von Anfang an in hohem Grade selbst schon ästhetisch, nämlich ‚literarisch‘, vermittelt ist. Insofern das Fixierte einer vorausgehenden Auswahl unterworfen worden war<sup>23</sup>, läßt sich in Kenntnis des Tagebuchs behaupten, daß die Auswahl – vielleicht sogar schon die Wahrnehmung – des in Frage kommenden ‚Lebensmaterials‘ in hohem Grade durch ästhetisch – hier vor allem ‚literarisch‘ – vorgeformte Muster gesteuert ist. Die ästhetisch (‚literarisch‘) gesteuerte (Selbst-)Wahrnehmung und Auswahl des ‚Lebensmaterials‘ äußert sich vor allem in intertextuellen Bezugnahmen u.a. in Abschnitten des Tagebuchs, die die eigene Disposition bzw. Situation des Diaristen thematisieren. Bevor jedoch auf sie eingegangen wird, sei auf drei weitere Aspekte der durch vorgeformte ästhetische (‚literarische‘) Modelle gesteuerten Selbstwahrnehmung

<sup>21</sup> Gemeint sind zwei führende Verwaltungsbeamte, v. Beyer, Präsident der Regierung in Plock, und der dirigierende Justizminister v. Goldbeck.

<sup>22</sup> In der einschlägigen Literatur wird fast einhellig die Meinung vertreten, daß es unmöglich sei, das ‚literarische‘ Tagebuch gegen ‚nicht-literarische‘ Varianten exakt abzugrenzen; kein Wunder, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Literaturtheorie bis heute nicht imstande ist, den Begriff ‚Literarizität‘ zu definieren. Daher sollte man, statt zu resignieren oder die Zahl der Abgrenzungsversuche weiter zu vermehren, m.E. eher davon ausgehen, daß der Unterschied zwischen ‚literarischen‘ und ‚nicht-literarischen‘ Tagebüchern kein qualitativer, sondern lediglich ein quantitativer, also gradueller ist: kein noch so anspruchsloses Tagebuch, das nicht wenigstens als ansatzweise ‚literarisch‘ gelten dürfte, insofern es von Vertextungsverfahren Gebrauch macht, die im weitesten Sinne des Wortes als ‚literarisch‘ gelten können.

<sup>23</sup> Vgl. u.a. Plener, Buchhaltung der Erinnerung, S. 101: „Jedes Tagebuch [...] ist zumindest insofern Ausdruck subjektiver Prägung, als sie durch *Selektion* bestimmt wird.“

kurz hingewiesen, die letztendlich zur ‚Fiktionalisierung‘<sup>24</sup> jedes auch nur ansatzweise ‚literarischen‘ Tagebuchs beitragen.

#### a) Rhetorizität

Auf diesen Aspekt hat schon Claus Vogelgesang aufmerksam gemacht. Bei ihm heißt es:

Die Sprache selbst also hat ‚Fiktionscharakter‘, das Resultat ist Selbststilisierung. Denn auf den vorliegenden Zusammenhang angewandt bedeutet es: Das schreibende – autobiographische – Ich ist nie identisch mit dem historischen. Durch das sprachliche Sichausdrücken ist es sogleich in einen Fiktionalisierungsprozeß involviert, auch die Dokumentation einer ‚Ich-Geschichte‘ gestaltet sozusagen schon im Keime einen ‚literarischen‘ Charakter. [...] Tatsächlich beginnt dort, wo sich das Individuum in reflektiver Absicht selbstdarstellerisch gegenübertritt, in gewisser Weise schon die ‚literarische‘ Aussage – und die Fiktionalisierung entfaltet sich in der Folge weiter, die Selbstdarstellung nimmt immer deutlicher Züge einer literarischen Charakterdarstellung an.<sup>25</sup>

Insbesondere wegen des krassen Unterschiedes im Vergleich zu seinen Tagebüchern aus späteren Jahren fällt in Hoffmanns erstem Tagebuch die stark ausgeprägte Rhetorizität auf. Die TAGE sind hier noch, wie bereits erwähnt, von einem prägnanten – nach den ersten Eintragungen jedoch allmählich nachlassenden – ‚Stilwillen‘ getragen, der u.a. durch den augenscheinlich bewußten Umgang mit ‚rhetorischen Mitteln‘ wie Pathos und Ironie charakterisiert ist<sup>26</sup>;

<sup>24</sup> Vgl. Vogelgesang, Claus: Das Tagebuch. In: Prosakunst ohne Erzählen. Die Gattungen der nicht-fiktionalen Kunstprosa. Hg. v. Klaus Weissenberger. Tübingen 1985, S. 185-202, hier S. 192: „Diaristischer Grundsatz also: nicht von der Sache selbst, sondern vom eigenen Bewußtsein von der Sache zu schreiben. Stichworte, die sich da aufdrängen, wie Rollencharakter der Aussage und Fiktionalisierung, verweisen auf nichts weniger als auf künstlerische Kriterien.“

<sup>25</sup> Vogelgesang, ebd., S. 194 f.

<sup>26</sup> Als Musterbeispiel für den offensichtlich bewußten Umgang mit ‚rhetorischen Mitteln‘ wie Pathos und Ironie dürfte die bereits zitierte Bemerkung gelten: „Ob ich wohl zum Mahler oder zum Musiker gebohren wurde? – Ich muß die Frage dem Präsidenten B. vorlegen oder mich bey dem Großkanzler darnach erkundigen die werdens wissen –“ (TB, S. 59 f. ) Was die Stelle als Beleg für Hoffmanns stilistische ‚Kunsthaltung‘ besonders interessant macht, ist der krasse Stilbruch zwischen den beiden Sätzen: der erste ist ernst-pathetisch; der zweite wechselt ganz unerwartet und unvermittelt ins Ironische, wobei die Wirkung noch dadurch gesteigert wird, daß die rhetorische Frage des ersten Satzes im zweiten Satz beantwortet wird, als ob sie keine rhetorische Frage wäre.

bezweckt wird insgesamt offenbar ein kultivierter, ‚literarischer‘<sup>27</sup> Stil, letztendlich wohl als Garantie dafür, sich selbst als Künstler entwerfen zu können.

#### b) Narrative Struktur

In fast allen Nachschlagewerken, die mit einer Definition der ‚Gattung‘ Tagebuch aufwarten, wird auf die prinzipiell offene Struktur des Tagebuchs hingewiesen<sup>28</sup>, die offensichtlich selbst schon durch die unabsehbare Sukzession der TAGE (mit)bedingt ist. Doch nehmen Tagebücher während der Lektüre, u.a. wohl gerade wegen der Sukzession der einzelnen Tage, den Charakter eines narrativen Berichts an, was den Leser unversehens dazu veranlassen mag, nach aus fiktionalen Narrationen bekannten Strukturen zu suchen. Daß diese ‚Fehllektüre‘ in gewissen Fällen jedoch durch den Text selbst gefördert oder sogar provoziert wird, wäre kaum zu leugnen; wie schon erwähnt, stellen sich bei der Niederschrift eines Tagebuchs mindestens dieselben Probleme des Anfangs und des Endes ein, die auch in jeder fiktionalen Narration eine nicht unbeträchtliche Rolle spielen – von anderen möglichen Typen von ‚Handlungsabläufen‘ gar nicht zu reden. In Tagebüchern kann also der Leser unter Umständen, gleichsam unversehens, dieselben narrativen Strukturen entdecken, die er sonst in fiktionalen Narrationen zu finden gewohnt ist. Insofern Hoffmann die Struktur seines ersten Tagebuchs mit einem auf den verfehlten Anfang zurückweisenden letzten TAG gleichsam schließt, gibt er selbst dem Text eine, wenn auch nur rudimentäre, narrative Struktur, die weiter zu dessen ‚Fiktionalisierung‘ beiträgt.

<sup>27</sup> Vgl. Eagleton, Terry: Einführung in die Literaturtheorie. Aus dem Englischen von Elfie Bettinger u. Elke Hentschel. 2. Aufl. Stuttgart 1992, S. 11: „Werturteile haben allem Anschein nach eine Menge damit zu tun, was als Literatur eingeschätzt wird und was nicht - nicht unbedingt in dem Sinn, daß ein Text ‚gut‘ sein muß, um literarisch zu sein, aber er muß *von der Art* sein, die für gut gehalten wird: er kann ein minderwertiges Beispiel für eine allgemein anerkannte Schreibweise sein. [...] Der Begriff ‚gutes Schreiben‘ oder *belles lettres* ist in diesem Sinne doppeldeutig: er bezeichnet eine Art zu schreiben, die im allgemeinen hohes Ansehen genießt, während sie einen nicht notwendigerweise zu der Auffassung verpflichtet, daß ein einzelnes Exemplar der Gattung ‚gut‘ ist.“ – In dem sehr geistreichen ersten Kapitel seines Buches läßt Eagleton eben diese „Art zu schreiben, die im allgemeinen hohes Ansehen genießt“ als einziges Merkmal von Literarizität gelten.

<sup>28</sup> Stellvertretend sei zitiert: Meid, Volker: Sachwörterbuch zur deutschen Literatur. Stuttgart 1999, S. 507: „*Tagebuch*, tägliche bzw. regelmäßige Aufzeichnungen von Erfahrungen, Beobachtungen, Ereignissen, Gedanken und/oder Gefühlen. Datums- und gegebenenfalls Ortsangaben setzen die einzelnen Eintragungen voneinander ab. *Die Struktur des T.s ist linear und offen*, die Distanz zum Gegenstand gering, der Charakter der Aufzeichnungen monologisch, auch wenn sich das T. als Brief an eine fiktive oder wirkliche Person richtet [...]“ (Herv. I.K.)

Nicht nur der Leser ist demnach berechtigt, den ‚Erzähler‘ des Tagebuchs als Figur einer Narration zu betrachten; auch der Diarist nimmt sich als Teil(nehmer) einer Handlung wahr, die sich mehr oder minder geradlinig von einem markierten Anfang her auf ein – allerdings gescheitertes – Ende hin bewegt.

c) Reflexion auf Kunstwerke

Wohl nicht ganz zufällig finden sich schon in Hoffmanns erstem Tagebuch Reflexionen auf Kunstwerke; am ausführlichsten am 8. Oktober, als er auf den Roman „Der verworfene Julius“ von Cramer zu sprechen kommt (vgl. TB, S. 57 f.). Das Besondere der Hoffmannschen Reflexionen besteht darin, daß sie nicht allein das Literarische betreffen; der Diarist erwähnt – seiner ‚Trippelbegabung‘<sup>29</sup> entsprechend, und halbwegs anekdotisch – auch bald den „TitelKupfer“ (TB, S. 58) eines noch in der „Secunda“ (ebd.) gelesenen Romans desselben Verfassers.

Daß Reflexionen dieser Art zur Norm eines ‚literarischen‘ oder Künstlertagebuchs gehören, dürfte kaum bezweifelt werden. Insofern bilden sie wohl auch bei Hoffmann einen integralen Bestandteil des Selbstentwurfs als ‚Künstler‘.

d) Intertextualität<sup>30</sup>

Das ästhetisch-, ‚literarische‘ Vermitteltsein der (Selbst-)Wahrnehmung des Diaristen ist am ehesten an den relativ häufigen intertextuellen Bezugnahmen – im ersten Tagebuch handelt es sich fast ausschließlich um Anspielungen – nachzuweisen, zumal sie vorwiegend in Sequenzen zu finden sind, die die eigene Situation, bzw. die künstlerischen Pläne des ‚Erzählers‘ thematisieren.

Die erste Stelle findet sich gleich im ersten TAG: „In voriger Woche klopfte Nachts einmahl etwas an die Thüre – meine Frau behauptet der Onkel habe Abschied genommen – heute bin ich geneigt so etwas zu glauben, und mich mit allen Schwärmern hinter Hamlets Ausspruch zu stecken.“ (TB, S. 51) Was die Passage besonders interessant macht, ist nicht die an sich triviale Bezugnahme auf Hamlet – gemeint sind wohl dessen berühmte Worte an Horatio über die Geisteserscheinung –, sondern eine durch Streichung erfolgte chronologische ‚Berichtigung‘. Wie der Herausgeber vermerkt (vgl. TB, S. 51), stand hinter dem

<sup>29</sup> Das sonst immer in erster Linie betonte Musikalische bleibt hier freilich ausgespart.

<sup>30</sup> Den Begriff ‚Intertextualität‘ möchte ich hier in dem von Gérard Genette festgelegten Sinne verstanden wissen, nämlich als erste Kategorie von „Transtextualität“. Vgl. Genette, Gérard: Palimpseste. Die Literatur auf zweiter Stufe. Aus dem Französischen von Wolfram Bayer u. Dieter Hornig. Frankfurt a. M. 1993, S. 10: „Ich definiere sie [die Intertextualität, I.K.] wahrscheinlich restriktiver [als Julia Kristeva, I.K.] als Beziehung der Kopräsenz zweier oder mehrerer Texte, d.h. in den meisten Fällen, eidetisch gesprochen, als effektive Präsenz eines Textes in einem anderen Text.“ Genette unterscheidet im Weiteren drei Unterkategorien von Intertextualität: das Zitat, das Plagiat und die Anspielung.

Wort „voriger“ zunächst „Nacht klo[pfte]“, was aber nachträglich gestrichen und durch „Woche klopfte“ ersetzt wurde – wohl um den Spuk auf den Todestag des Onkels zu verschieben. Es handelt sich dabei also um eine chronologische ‚Berichtigung‘, deren lebensweltliche ‚Richtigkeit‘ nicht nachzuprüfen ist und die gerade deshalb eine Art pointierende ‚Fiktionalisierung‘ des Textes durch eine nachträgliche chronologische Umstellung von vermerkwürdigen Ereignissen zumindest vermuten läßt.

Eine – diesmal als Zitat markierte – intertextuelle Bezugnahme findet sich auch in einer Sequenz vom nächsten TAG, dem 2. Oktober, die ausdrücklich den eigenen künstlerischen Schaffensprozeß zum Thema hat:

Mit meinen musikalischen Ideen gehts mir sowie mit Savonarola's des Märtyrers zu Florenz, dessen Geschichte ich in diesen Tagen las, Eingebungen: – Erst schwirrts mir wild im Kopfe herum – dann fange ich an zu fasten und zu beten d.h. ich setze mich ans Klavier, drücke die Augen zu, enthalte mich aller profanen Ideen und richte meinen Geist auf die musikalischen Erscheinungen in den vier Wänden meines Hirns – bald steht die Idee klar da – ich fasse und schreibe sie auf wie Savonarola seine Prophezeihungen – Obs nur andere Componisten auch so machen mögen? – (TB, S. 53).<sup>31</sup>

Der Diarist – wie gesagt, ein angehender Künstler – behauptet also, sich in einem fremden, ‚literarisch‘ bereits vorgeprägten schaffenspsychologischen Modell wiederzuerkennen, und er hofft, sich auch dadurch in die Reihe „andere[r] Componisten“ eingliedern zu können. Gleichzeitig handelt es sich freilich auch um eine unterschwellige ironische Verdrehung des Hypotextes, indem Märtyrer und Künstler gleichgesetzt werden.

Eine die eigene – bürgerliche – Lebenssituation an Hand einer intertextuellen Anspielung thematisierende Passage findet sich am Ende der relativ langen Eintragung vom 8. Oktober:

Wann werde ich meine Freyheit erhalten! – [/] Als ich noch in Glogau war hörte ich einst einen russischen Major – Pole von Geburt – der eines Duells wegen auf der Festung saß am Tage als die ArrestZeit abgelaufen war und ihm der Commend[ant] die Freyheit angekündigt hatte ausrufen [/] *Ah je suis libre!* [/] Der Ausdruck seiner Stimme ging mir durch die Seele, ich theilte sein Entzücken – ich dachte an Jorik – an den gefangenen Staar – an die Bastille! – O – ich bin gefangen – ich bin in Banden! – Wann schlägt der Erlösung Stunde! (TB, S. 58)

<sup>31</sup> Laut Anmerkung des Herausgebers handelt es sich um ein 1801 in Leipzig ohne Verfassernamen erschienenenes Buch unter dem Titel „Savonarola, der Märtyrer in Florenz. Eine Wundergeschichte aus dem funfzehnten Jahrhundert“, dessen Verfasser Carl Friedrich Benkowitz war.

Die wegen der pathetischen Übertreibung offensichtlich (selbst)ironische Anspielung bezieht sich diesmal auf Sternes „Sentimental Journey through France and Italy, by Mr. Yorik“, laut Anmerkung des Herausgebers seit seiner Jugend ein Lieblingsbuch Hoffmanns, nämlich auf die Seiten 19, bzw. 21-24 der deutschen Ausgabe von 1768. Was die Passage besonders interessant macht, ist die der Anspielung vorangestellte kleine Episode mit dem russischen Major. Daß sie wegen ihrer Pointe ganz passend gewählt ist, beweist, daß ästhetisch-,literarische' Aspekte selbst schon bei der Auswahl von potentielltem ‚Lebensmaterial' eine nicht unbeträchtliche Rolle gespielt haben müssen.<sup>32</sup>

Wie die stellvertretend für zahlreiche andere zitierten Stellen belegen, ist die (Selbst-)Wahrnehmung des Tagebuchschreibers Hoffmann in hohem Grade ästhetisch (‚literarisch') vermittelt und durch vorgeprägte Modelle gesteuert. Charakteristisch für sein erstes Tagebuch ist ein kultivierter, ‚literarischer' Stil; es ist in ihm eine – wenn auch nur rudimentäre – narrative Struktur nachzuweisen. Kunstwerke werden darin ausdrücklich als solche reflektiert; der ‚Erzähler' thematisiert die eigene Lebenslage und sein künstlerisches Lebensprojekt oft an Hand von intertextuellen Anspielungen.

Um den Nachweis noch zu ergänzen, sei auf ein weiteres Moment hingewiesen, dem auch in Hoffmanns Tagebüchern aus späteren Jahren eine beträchtliche Rolle zukommt.

#### e) Kryptographien und Piktogramme

Ein auffallendes, auch später des öfteren wiederkehrendes Moment bereits des ersten Hoffmannschen Tagebuchs ist die Verwendung von Kryptographien und gelegentlich von Piktogrammen. Ihre Funktion besteht offenbar darin, die Lektüre bestimmter Passagen für Personen, die Zugang zum Tagebuch haben könnten, zu erschweren oder unmöglich zu machen. Als solche Person kam am ehesten Hoffmanns Frau in Frage; auch die Herausgeber vermerken sie ausdrücklich als „Fehlerquelle“, die die Zuverlässigkeit der Tagebücher als Quellen für Hoffmanns Biographie beeinträchtigt:

Schlimmer in ihren Wirkungen ist eine zweite Fehlerquelle. Hoffmann mußte beim Tagebuchführen stets dem Umstande Rechnung tragen, daß er nicht in der Lage war, die Bücher vor seiner Frau zu verstecken: er mußte also Einträge vermeiden, die dieser Anlaß zu lebhafteren Beschwerden geben konnten, wie sie das Tagebuch von 1811 so jäh abbrechen. Ob freilich aus diesem Grunde wesentliche Dinge völlig verschwiegen sind, läßt sich nicht ausmachen. Aber wenn nur allzuoft an Stelle greifbarer Tatsachen oder deutlicher Vorstellungen ganz vage Andeutungen

<sup>32</sup> Ohne ein Urteil fällen zu wollen, möchte ich doch darauf aufmerksam machen, daß die kleine Episode so vollkommen zur Stelle paßt, daß sie durchaus auch gerade zu diesem Zweck erfunden worden sein kann.

stehen, so erklärt sich das in der Regel nicht aus Platzmangel oder aus Unlust (oder Unfähigkeit) zur Präzisierung, sondern eben aus dieser Rücksicht auf den häuslichen Frieden. (TB, S. 21 f., Herv. im Original.)

Hoffmanns Tagebücher späterer Jahre sind tatsächlich voll von kaum zu entzählenden „vagen Andeutungen“; das Tagebuch aus dem Jahre 1811 bricht unvermittelt ab, nachdem in der letzten Eintragung vom 18. Mai eine „EifersuchtsSzene mit der Frau“ (TB, S. 128) vermerkt wurde.<sup>33</sup> Wie aus der Einleitung Hans von Müllers ersichtlich ist, gingen Hoffmanns „Rücksichten“ gelegentlich sogar so weit, daß bestimmte – u.a. finanzielle – Angaben nachweislich falsch sind (vgl. TB, S. 22) und manche TAGE unvermittelt mitten im Satz oder Wort abgebrochen werden mußten.<sup>34</sup>

Nach all dem scheint es gar nicht so abwegig, anzunehmen, daß Hoffmann seine Eintragungen unter Berücksichtigung der Möglichkeit gemacht hat, daß Unbefugte Zugang zum Tagebuch haben könnten. Da diese Unbefugten auf diese Weise nachweisbare Spuren im und am Text hinterlassen haben, können sie mit gutem Recht als ‚implizite Leser‘ bezeichnet werden – ein weiterer Umstand, der wesentlich zur ‚Fiktionalisierung‘ der Hoffmannschen Tagebücher beiträgt und die ‚Ehrlichkeit‘ von Tagebüchern einmal mehr als naive Wunschvorstellung erscheinen läßt.

Als Kryptographie benutzte Hoffmann in seinem ersten Tagebuch noch die griechische Schrift, während er in den späteren Jahren auch Fremdsprachen (in erster Linie Französisch oder Italienisch) verwendete. Ohne sie ins Griechische zu übersetzen, hat er gewisse Passagen deutsch, aber mit griechischen Buchstaben notiert.

Was eine in griechischen Lettern notierte Passage des TAGES vom 6. Oktober besonders interessant macht, ist der Umstand, daß die Herausgeber darin eine Verschlüsselung zweiten Grades vermuten.<sup>35</sup> In den Anmerkungen heißt es:

[...] zur Erschwerung des Verständnisses dürfte auch der Name ‚Wunschel‘ ein Deckname sein – vielleicht Kotzebues Lustspiel *Die beiden Klingsberg* entnommen, das in Berlin zuerst am 1. Mai 1799 gegeben wurde und sogleich zu einem Repertoirestück geworden war. (Frau Wunschel ist dort eine Zimmervermieterin, deren Mundwerk nie stillsteht.) (TB, S. 290)

<sup>33</sup> Danach scheint Hoffmanns Frau das Tagebuch ihres Gatten an sich genommen zu haben. (Vgl. die Bemerkung des Herausgebers; TB, S. 128).

<sup>34</sup> So z.B. am 10. Juni 1812 (TB, S. 159) und am 7. März 1813 (TB, S. 197).

<sup>35</sup> Vgl. TB, S. 55. Die Stelle lautet transkribiert: „dem guten Belitz hab ich geschrieben und eine Denunziation wegen der Flucht der Madam Wunschel ans Posener Pupillen Collegium beigelegt –“

Diese Art der Verschlüsselung, Personen unter Namen von mehr oder minder berühmten literarischen Figuren zu erwähnen – und sie dadurch gewissermaßen zu ‚fiktionalisieren‘ –, wenn der Umgang mit ihnen aus irgendeinem Grunde peinlich für den „häuslichen Frieden“ hätte werden können, ist ein wichtiges Verfahren auch der Tagebücher späterer Jahre; besonders prägnant im Laufe der Liaison mit Julchen Mark, die in den Tagebüchern an ‚peinlichen‘ Stellen fast durchgehend unter dem Decknamen „Kätchen (von Heilbronn)“ geführt wird.<sup>36</sup>

### 3. Ausblick auf die Tagebücher aus späteren Jahren

Nach seinen ersten zwei Tagebüchern aus den Jahren 1803 und 1804 führte Hoffmann bis zum März 1815 mehr oder minder regelmäßig Tagebuch, wenn auch immer wieder mit Lücken; Tagebücher aus den Jahren 1804-1808 sowie das Tagebuch von 1810 sind nicht vorhanden.<sup>37</sup> Wie oben bereits erwähnt wurde, benutzte Hoffmann für seine Eintragungen seit dem März 1804 nicht mehr das früher verwendete Schreibbuch, sondern vorgedruckte Schreibkalender. So dürften die ebenfalls schon bemerkten stilistischen Unterschiede zwischen den ersten zwei und den übrigen Tagebüchern wenigstens zum Teil durch das Medium des Niederschreibens bedingt sein. Die TAGE der Schreibkalender sind in der Regel nicht nur wesentlich kürzer als die vorherigen, sondern sind auch wesentlich weniger ausformuliert, d.h. zumeist auf ein stichwortartiges Registrieren von Bemerkenswertem beschränkt. Diese Veränderung der TAGE dürfte indessen freilich nicht allein durch den Umstand verursacht worden sein, daß dem Diaristen in den vorgedruckten Schreibkalendern weniger Raum als vorher zur Verfügung stand, sondern auch dadurch, daß das in den ersten zwei Tagebüchern konzipierte Künstlerdasein als ‚Trippelbegabung‘ seit Hoffmanns Übersiedlung nach Bamberg immer mehr in Erfüllung zu gehen schien; so findet man in den Tagebüchern immer wieder Klagen, z.B. über die Überlastung durch die mittlerweile lästig gewordene Theaterarbeit.

<sup>36</sup> Oder mit entsprechenden Kürzeln, gleichsam als Verschlüsselung dritten Grades. Dabei handelt es sich freilich um einen besonders prägnanten Fall von durch ästhetisch-‚literarische‘ Modelle gesteuerter (Selbst-)Wahrnehmung. Indem nämlich Julchen Mark im Text fast durchgehend als Kätchen geführt wird, weist Hoffmann sich selbst gewollt oder ungewollt die Rolle des Grafen vom Strahl aus dem von ihm bekanntlich hochgeschätzten Stück Kleists zu, was wohl kaum dem lebensweltlichen Stand der Dinge entsprach. Es sei jedoch ausdrücklich festgehalten, daß nicht die Verwendung von Decknamen an sich als ein Schritt in Richtung der ‚Fiktionalisierung‘ bewertet werden soll, sondern daß Hoffmann die Namen von literarischen Figuren zu diesem Zweck benutzt.

<sup>37</sup> Hoffmanns Gründe für den endgültigen Abbruch der Tagebuchführung im März 1815 sind nicht bekannt; auf die diesbezüglichen Spekulationen der Herausgeber (vgl. TB, S. 23 ff.) will ich nicht eingehen.

Die vorgedruckten Schreibkalender scheinen dem Diaristen auch dazu verholfen zu haben, seine Tagebücher regelmäßiger als vorher führen zu können. Trotz immer wieder eintretender Pausen, über die zum Teil sogar in nachträglich verfaßten Eintragungen reflektiert wurde<sup>38</sup>, ist es Hoffmann in manchen Jahren gelungen, das Tagebuchschreiben durchzuhalten.<sup>39</sup> Außerdem gestalten sich die TAGE in den Schreibkalendern immer regelmäßiger, d.h. nach einer übersichtlichen Ordnung, die zwar nicht immer streng eingehalten wird, aber trotzdem ein mehr oder minder regelmäßig wiederkehrendes Gerüst für die einzelnen Eintragungen bildet. Sie strukturieren sich zumeist nach den (nicht unbedingt in jeder Eintragung vollzählig und vollständig vorhandenen) Zeitangaben „V.M.“ (= Vormittag), Mittag, „N.M.“ (= Nachmittag) und Abend. Insgesamt kann man feststellen, daß der Schreibkalender als Medium der Tagebuchführung offensichtlich eine disziplinierende Wirkung auf den Diaristen Hoffmann ausgeübt hat.

In Hoffmanns Tagebüchern dieser Zeit bleiben zahlreiche Themen und Vertextungsverfahren des ersten Tagebuchs erhalten. Als die ‚alten‘ Themen fortsetzend wären z.B. Sequenzen zu bezeichnen, die Reflexionen auf Kunstwerke – neben Lektüren des öfteren Werke der Musik, Konzerte und Theateraufführungen – enthalten, bzw. die eigene künstlerische Tätigkeit des mittlerweile zum professionellen Theatermacher, Komponisten, Kritiker und Schriftsteller gewordenen Diaristen dokumentieren.

Dazu kommen als wichtige ‚neue‘ Themen u.a. Angaben über Geldeinnahmen und -ausgaben, das Registrieren von Körper- und Gemütszuständen sowie Bemerkungen über die Witterung, insbesondere wenn sie Wirkungen auf Körper und/oder Gemüt zeitigen.

Besonders bemerkenswert ist die Einstellung des Diaristen gegenüber dem politischen Geschehen der Zeit, zumal es sich um aus heutiger Sicht besonders bewegte Jahre deutscher Geschichte handelt. Auffallend ist vor allem, daß – aus heutiger Sicht – ‚Historisches‘ nur dann Eingang ins Tagebuch findet, wenn der Tagebuchschreiber ihm wortwörtlich nicht aus dem Wege gehen kann; so vor allem im Jahre 1813, als Hoffmann das entscheidende historisch-politische Geschehen zum Teil hautnah in Dresden und in Leipzig erlebte.<sup>40</sup> Doch, selbst

<sup>38</sup> So u.a. in einer summierenden Eintragung für die Zeit vom 22. April bis zum 11. Mai 1811: „Hier tritt eine etwas bessere Periode ein, die sich in vermehrter Tätigkeit ausspricht.“ (TB, S. 126)

<sup>39</sup> Im Tagebuch von 1809, das zwar gewisse Lücken aufweist, ist der letzte TAG auf den 23. November datiert; die Tagebücher von 1812 und 1813 sind trotz Lücken im Wesentlichen durchgehalten.

<sup>40</sup> Sporadische Bemerkungen über das Kriegsgeschehen finden sich in Hoffmanns Tagebüchern seit dem 15. März 1809. Die erste diesbezügliche Eintragung lautet: „Sehr stark gearbeitet – Rothenhan verreisen – schlechte Aussichten – Krieg und KriegsGeschrey – Franzosen! –“ (TB, S. 90)

wenn Historisch-Politisches – manchmal sogar mit einer gewissen Faszination – vermerkt wird, steht es des öfteren unvermittelt neben Persönlichem und Beruflichem; und trotz der offensichtlichen Franzosen- und Napoleonfeindlichkeit des patriotisch gesinnten Hoffmann dürfte gelten, daß Historisch-Politisches im Tagebuch erst zur Sprache kommt, wenn und weil er „mit Gewalt [...] hineingezogen [wird]“ (so in der Eintragung vom 16. Juli 1809, TB. S. 100), bzw. wenn und weil politische „Nachrichten [...] in das Leben eingehen“ (26. Dezember 1812, TB. S. 187).

Die Vertextungsverfahren betreffend fällt vor allem die nach wie vor relativ hohe Frequenz von intertextuellen Bezugnahmen sowie von Piktogrammen auf, von denen manche beinahe regelmäßig, andere wiederum eher nur gelegentlich verwendet werden.<sup>41</sup> Es finden sich im Text der Tagebücher aus späteren Jahren auch zahlreiche Stellen, die die durch ästhetisch-„literarische“ Muster präformierte (Selbst-)Wahrnehmung des Diaristen bezeugen; die amüsanteste unter ihnen ist wohl der Schluß der Eintragung vom 7. Februar 1804, wo die ästhetisch gesteuerte Wahrnehmung bzw. Auswahl des Lebensmaterials mitreflektiert wird: „Abends ging ich mit Weiß und Schwarz zu Hause – Man könt’ dies für ein Bonmot halten – die Leute heißen aber wirklich so! –“ (TB, S. 71, Herv. im Original.)

Einen sowohl thematisch als auch textuell besonders heiklen Komplex der Jahre 1811 und 1812 bilden die Passagen, die Hoffmanns Liaison mit Julchen Mark zum Thema haben. Diese Liaison hat ihre Spuren nicht allein dadurch hinterlassen, daß, wie schon erwähnt, das Tagebuch aus dem Jahre 1811 wohl hauptsächlich ihretwegen abgebrochen werden mußte; in ihrem Umkreis findet man auch die meisten Textstellen, an denen Hoffmann auf die Verwendung von Kryptographien angewiesen war; auch ist schon seit dem 3. Januar 1811 die mehr oder weniger systematische Verschlüsselung der Bezugsperson durch den Decknamen „K[ätchen] v[on] H[eilbronn]“ (TB, S. 111) festzustellen.<sup>42</sup> Bemerkenswert ist dabei freilich nicht bloß die Tatsache der Verschlüsselung eines ‚peinlichen‘ Frauennamens – Hoffmann verfährt gelegentlich mit anderen Frauennamen ähnlich<sup>43</sup> –, sondern die Art und Weise der Verschlüsselung. Erstens

<sup>41</sup> Regelmäßig der Pokal (ab und zu mit Flügeln), wohl ein Zeichen für den Rausch. Gelegentlich z.B. der Schmetterling in einigen ‚Kätchen‘-Passagen, oder die gerade erst abgeschossene Pistole, die insgesamt zweimal, am 26. und am 31. Januar 1812, im Text auftaucht, zum zweiten Mal sogar mit der Bemerkung: „Schon zum zweitenmal das verhängnisvolle Zeichen!!!!“ (TB, S. 137)

<sup>42</sup> Die Herausgeber bemerken dazu: „Mit diesem Decknamen bezeichnet H. Julchen Mark. In den nächsten vier Wochen wechselt er mit den Namen Julchen und Kätchen ab [...]; vom 31.I. an erscheint der Deckname in Abkürzungen, für die sich Mitte Februar die feste Form ‚Ktch‘ herausbildet.“ (TB, S. 335, Herv. im Original.)

<sup>43</sup> So bekommt Frau Kunz am 2. April 1812 den Decknamen Kunzowisowa (TB, S. 148), am 3. Mai desselben Jahres wird sie dann Donna Kunziwowa genannt (TB, S. 153).

bekommt Julchen Mark den Namen einer berühmten literarischen Figur aus dem von Hoffmann hochgeschätzten Drama Kleists, wodurch er sich selbst gewollt oder ungewollt die Rolle des Grafen vom Strahl zuweist, d.h. sich selbst gewissermaßen ‚fiktionalisiert‘. Zweitens werden im Text verschiedene Tricks verwendet, um selbst noch die Spuren der Verschlüsselung für den ‚impliziten Leser‘ unerkennbar zu machen, was gelegentlich dazu führt, daß diese noch auffallender werden sollten.<sup>44</sup>

Ebenfalls bemerkenswert ist die Liaison mit Julchen Mark unter dem schon mehrmals erwähnten Aspekt der durch ästhetisch-‚literarische‘ Muster präformierten (Selbst-)Wahrnehmung. Nach dem 25. April 1812 thematisieren mehrere TAGE ein gewisses „Räthsel“ (TB, S. 151), das mit der Person Julchens verbunden sein soll<sup>45</sup>, wodurch sie in den Augen des Diaristen immer mehr die Konturen einer literarischen Figur zu gewinnen scheint. Auf diesen Prozeß der ‚Literarisierung‘ deutet vielleicht auch eine erst nachträglich niedergeschriebene Sequenz der Eintragung vom 27. April 1812 hin:

Erste Spur Rücksichts des Räthsels – die Sphinx hat mich beym Schopf gepackt und wirft mich Bergab Kopfüber in ein verfluchtes SchlammGrab wenn ich nicht rathe – Nach der Auflösung fällt ein Nebelvorhang herab und die Personen hinter demselben werden und wirken poetisch – (TB, S. 152)<sup>46</sup>

<sup>44</sup> In der Eintragung vom 24. Januar 1812 (Hoffmanns Geburtstag) steht z.B. offen der Name Julchen, der aber erst nachträglich aus „Ktch“ rückgeändert wurde, oder – wie die Herausgeber bemerken – „vielleicht auch umgekehrt“ (TB, S. 136) – verwirrend ist diesmal also gerade das Fehlen der zu erwartenden Verschlüsselung. Ähnlich in der Eintragung vom 1. Februar desselben Jahres, wo der Name Julchen und das Kürzel „Ktch“ ganz nahe beieinander stehen: „Julchen ist krank geworden – Ktch –“ (TB, S. 138). Am kompliziertesten verfuhr Hoffmann jedoch am 18. Februar 1811. Der Anfang dieses TAGes lautet: „VM. Mark – Roth[enhan] – Abends auf dem Cassino - Ktch – in ihr leben und sind wir! –“ Danach hat der Diarist anscheinend zuerst den letzten Satz in griechischen Lettern wiederholen wollen, aber nach dem Wort „leben“ abgebrochen. Dazu die Bemerkung der Editoren: „[Statt dies fortzusetzen und das deutsche Duplikat zu streichen, hat H. Ktch nachträglich verändert, indem aus dem c ein s gemacht ist; hinter dem Worte ‚ihr‘ hat er am Rande eingefügt:], der Kunst“ (TB, S. 121).

<sup>45</sup> So am 27. und am 29. April, am 4. Mai, am 6. und am 17. September 1812 (vgl. TB, S. 152, 154, 173, 175).

<sup>46</sup> Ähnlich bereits am 18. Januar 1812: „Ich glaube, daß irgend etwas hochpoetisches hinter diesem Daemon spukt, und in so fern wäre Ktch nur als Maske anzusehen – *demasquez vous donc, mon petit Monsieur!* –“ (TB, S. 135, Herv. im Original.) Und selbst am 16. Januar 1813 heißt es noch: „Sonderbar ist es, daß gleichsam die Farbe aus dem Leben geschwunden und es scheint tiefer eingegangen zu seyn als es mir selbst da[ü]chte - *Ktch Ktch*“ (TB, S. 190, Herv. im Original.)

Insgesamt wäre also zu Hoffmanns Tagebüchern aus späteren Jahren festzuhalten, daß sie – mit Unterschieden, die teils durch das Medium des Niederschreibens, teils durch die Veränderungen der äußeren Lebensumstände bedingt sind – Themen des ersten Tagebuchs weiterführen und durch neue ergänzen. Die pauschal ‚fiktionalisierend‘ zu nennenden Vertextungsverfahren werden nach wie vor beibehalten.

#### **4. Das Fragment „Drey verhängnißvolle Monate! (Auszug aus meinem Tagebuch für die Freunde.)“**

Einen besonders merkwürdigen Teil der Tagebuch-Ausgabe bildet Hoffmanns Mitte November 1813 angefangener, aber schon bald darauf – und zwar mitten im Satz – abgebrochener, letztendlich Fragment gebliebener Text mit dem Titel „Drey verhängnißvolle Monate! (Auszug aus meinem Tagebuch für die Freunde.)“.<sup>47</sup> Dabei handelt es sich – wie bereits erwähnt – um den amplifizierte Hypertext<sup>48</sup> der Tagebucheintragungen vom 15. bis zum 29. August 1813. Dieser Text ist ein besonders prägnantes Beispiel dafür, daß Tagebucheintragungen (vom Diaristen selbst) als Gedächtnisstütze bei der Niederschrift eines von Anfang an für die Öffentlichkeit bestimmten (‚literarischen‘) Textes verwendet werden.

Daß der Hypertext für die – mehr oder minder breite – Öffentlichkeit bestimmt war, sieht man selbst schon daran, daß Hoffmann bei der Überarbeitung alles bloß Private gestrichen hat<sup>49</sup>, bzw. Privates im Hypertext nur dort zur Sprache brachte, wo es mit dem politischen bzw. Kriegsgeschehen nahtlos verbunden werden konnte. Die Bemerkung des Tagebuchs vom 22.: „Gelung<ene> Darstel[lung] der ‚Iphigen[ia]“ (TB, S. 219), ging daher z.B. auf folgende Weise in den Hypertext ein:

– nur mit Mühe gelang es die schwürige Hauptprobe der ‚Iphigenia in Tauris‘ die den Abend gegeben werden sollte zu beendigen, denn während derselben kam die Nachricht daß Thore und Schläge gesperrt sind weil die Russen und Preußen ganz in der Nähe stehen. [...] Gegen Abend wurde es ruhiger und ‚Iphigenia‘ wurde wirklich gegeben. (TB, S. 269 f.)

Daß dem Hypertext bei der Überarbeitung ein eindeutig ‚literarischer‘ Charakter verliehen werden sollte, sieht man außer an den stilistischen Änderungen vor allem an der Art und Weise der Amplifikation einzelner TAGE, obwohl selbst der

<sup>47</sup> Zur Entstehungsgeschichte des Textes vgl. Hans von Müllers Einleitung; TB, S. 474 ff.

<sup>48</sup> Zum Begriff „Amplifikation“ vgl. Genette, Palimpseste, S. 363 ff.

<sup>49</sup> Vgl. u.a. die TAGE vom 16. bis zum 19. August in beiden Texten; TB, S. 219 bzw. 269.

Hypertext noch, wie an manchen ‚offenen‘ Stellen<sup>50</sup> ersichtlich, den Charakter eines weiter auszuführenden Konzeptes hat.

Als Beispiel für die Amplifikation eines TAGes seien im Folgenden die ersten Sequenzen der beiden Eintragungen vom 26. August einander gegenübergestellt<sup>51</sup>:

Einer der merkwürdigsten Tage meines Lebens –

Schon früh 7 ½ Uhr sah ich vom *Boden des Nebenhauses*, daß die *Russen in Colonnen anrückten* |

um 11 Uhr kam der Kaiser Nap[oleon] mit ein[nem] Theil der *Garden* – ich sah ihn lange an der *Elbbrücke umgeben von sei[nen] Marsch[ällen]* halten wie er *Befehle austheilte* pp (TB, S. 220, Herv. I.K.)

*Früh Morgens 7 Uhr* wurde ich durch den Donner der Kanonen geweckt; ich eilte so gleich auf den *Boden des Nebenhauses* und sah wie die Fr[anzosen] in geringer Entfernung vor den Schanzen mehrere Batterien aufgestellt hatten die mit feindlichen Batterien, welche am Fuße der Berge standen, auf das heftigste engagiert waren. Mit Hülfe eines sehr guten Glases konnte ich deutlich bemerken daß sehr starke *russische und oesterreichische Colonnen* (an der weißen Uniform sehr kentlich) *sich von den Bergen herab bewegten*. Eine Batterie nach der anderen rückte näher, die Franzosen retirierten bis in die Schanzen und nun wurde sogar von den Stadtwällen aus grobem Geschütz gefeuert; der Kanonendonner wurde so heftig daß die Erde bebte und die Fenster zitterten – Die Russen hatten den großen Garten erstürmt so wie die Preußen die Schanzen vor der Friedrichsstadt – ersteres konnte ich sehen. Die Nachricht kam, daß der Kaiser eintreffen würde, ich eilte daher auf die Terasse des Brühlschen Gartens an der großen Brücke. *Um 11 Uhr kam der Kaiser* auf einem kleinen falben Pferde über die Brücke schnell geritten – es war eine dumpfe Stille im Volk – er warf den Kopf heftig hin und her und hatte ein gewisses Wesen was ich noch nie an ihm bemerkte –

<sup>50</sup> Die Eintragung vom 21. endet z.B. mit „ppp“ (TB, S. 269), und an vielen Stellen kommen auch die im Text des Tagebuchs verwendeten Abkürzungen vor.

<sup>51</sup> In der linken Spalte der Anfang der Tagebucheintragung, in der rechten der des Hypertextes. Hervorgehoben sind in beiden Spalten die wiederkehrenden Elemente.

er ritt bis vors Schloß, stieg aber nur wenige Sekunden ab und ritt wieder an die *Elbbrücke* wo er *umgeben von mehreren Marschällen* still hielt – Die Adjutanten sprengten ab und zu und holten *Ordres die er allemal in kurzen Worten aber sehr laut erteilte* – er nahm sehr häufig Tabak und schaute noch häufiger durch ein kleines Taschenperspektiv die Elbe herab. Die *Garden* kamen im Doppelschritt über die Brücke und eilten, nachdem sie <eine> sehr kurze Zeit auf dem Platz vor dem Kaiser gehalten, zu den Thoren heraus | Ich mußte fort weil der Brühlsche Garten besetzt wurde und ging wieder auf mein Observatorium. (TB, S. 272 f., Herv. I.K.)

Wie man schon in diesen Sequenzen des Anfangs sieht, spielten bei der Amplifikation des Hypotextes zwei Aspekte eine besonders wichtige Rolle; erstens die Hinzufügung von als charakteristisch anzusehenden Details<sup>52</sup>, zweitens die ‚Füllung‘ der ‚Lücken‘ des Tagebuchttextes durch die Ausarbeitung narrativer Zusammenhänge<sup>53</sup>.

Im weiteren Verlauf des Hypertextes ist ebenfalls zu beobachten, daß eher summarisch zu nennende Sätze des Hypotextes immer wieder konkretisiert, d.h. in eine Reihe charakteristischer Einzelbeispiele aufgefächert werden, bzw. daß der ‚Erzähler‘ die Glaubwürdigkeit des Hypertextes durch die wiederholte Betonung seiner Augenzeugenschaft – u.a. durch Raumangaben – herauszustellen sucht.

Ein charakteristisches Beispiel für das erstere Verfahren ist der letzte – teilweise nachträglich hinzugeschriebene – Satz der Tagebucheintragung vom 26. August: „(Mehrere Bürger sind heute durch Granaten blessirt und getödtet“ (TB, S. 220), der im Hypertext folgendermaßen amplifiziert wird:

<sup>52</sup> So u.a. das „gewisse[...] Wesen“, das der Diarist noch nie am Kaiser bemerkt haben will. Die Bemerkung hat mehrere Funktionen: erstens weist sie den ‚Erzähler‘ als Insider aus – er hat den Kaiser wohl schon öfter gesehen –, zweitens ist das „gewisse[...] Wesen“ eben deshalb als Zeichen zu nehmen, das vermutlich auf das nahe Ende Napoleons vorausdeuten soll – abermals also ein Beweis für die politische Scharfsichtigkeit des Diaristen. Offenbar handelt es sich also um eine Textstelle, die den Erzähler nicht nur als authentischen Beobachter, sondern gleichzeitig auch als politisch scharfsichtigen Kopf ausweisen soll.

<sup>53</sup> Besonders markant u.a. gleich am Anfang des zitierten Abschnittes vom Hypertext, wenn man ihn mit dem Hypotext vergleicht: Kanonendonner ⇒ der Erzähler erwacht und geht auf den Boden des Nebenhauses ⇒ um von dort aus die Kanonade zu beobachten.

Das Kammermädchen der Gräfin Breza trat vor die Haustüre, vor welcher der Wagen stand der die Gräfin in Sicherheit in ein anderes Stadtviertel bringen soll<te> | in eben demselben Augenblicke wurde sie aber von einer Granate im strengsten Sinn des Worts zerrissen. Einer Hebamme auf der Pirnaer Vorstadt wurde, als sie zum Fenster hinausschaute, der Kopf weggerissen; eben so verlor ein HandlungsCommis der im Comtoire saß den Arm. Noch mehrere Bürger sind theils verwundet theils getödtet. (TB, S. 275. Herv. im Original.)

Raumangaben beziehen sich in beiden Texten zumeist auf den Standort des Diaristen bei der Wahrnehmung bzw. Beobachtung des Kriegsgeschehens, und da sie ebenfalls die Funktion haben, die ‚Authentizität‘ seiner Beobachtungen unter Beweis zu stellen, werden die Entfernungen, aus denen der ‚Erzähler‘ das Geschehen wahrnimmt bzw. beobachtet, im Hypertext eher verkleinert als vergrößert. Auf die Wichtigkeit der Raumangaben weist auf amüsante Weise u.a. der Satz hin, der über eine Granate berichtet, der in der Tagebucheintragung vom 26. „10 Schritt“ (TB, S. 220) vor dem Diaristen zwischen Pulverwagen niedergefallen sei – doch nach der Bemerkung der Herausgeber ist die Zahl „10“ nachträglich aus „20“ umgeändert worden. Im Hypertext nimmt der ‚Erzähler‘ dann gleichsam die goldene Mitte:

Eben wollte ich in meine Haustüre treten als zischend und prasselnd über meine[n] Kopf eine Granate wegfuhr und nur 15 Schritte weiter vor der Wohnung des Gen[erals] Gouvion St. Cyr zwischen vier gefüllten Pulverwagen die eben zur Abfahrt bereit standen, niederfiel und sprang, so daß die Pferde sich bäumend Reißaus nahmen. (TB, S. 273)<sup>54</sup>

Hinzu kommt, daß der Hypertext immer wieder die Genauigkeit der Sinneswahrnehmungen des ‚Erzählers‘ betont<sup>55</sup>, bzw. daß die Daten seiner verschiedenen Sinneswahrnehmungen einander nachträglich immer wieder bestätigen; so z.B. schon in der oben angeführten Sequenz: Kanonendonner (hören) ⇔ Kanonade (sehen).

<sup>54</sup> Ähnliches geschieht mit einem Satz der Eintragung vom 25., der im Hypotext noch folgendermaßen lautet: „Gefecht zwischen Russen und Franz[osen] in der Ferne angesehen<en>“ (TB, S. 220). Im Hypertext heißt es dann: „[...] ich ging mit dem Schauspieler Keller zum Pirnaer Schlege heraus, der geöffnet war, und so weit, daß die Linie der franz[ösischen] Tirailleurs nur 50 Schritt vor uns stand. 300 Schritt weiter ritten einzelne Kosaken ganz ruhig hin und her und nahmen gar keine Notiz von dem Plänkern der Fr[anzosen].“ (TB, S. 270 f.)

<sup>55</sup> Allein in der Eintragung vom 26. z.B. schon in Wendungen wie: „Mit Hülfe eines *sehr guten Glases* konte ich *deutlich bemerken*, daß ...“ (TB, S. 271, Herv. I.K.), oder: „[...] man konte die Kugeln sausen hören, *ich bemerkte es zuerst*, man wollte mir es aber nicht glauben, gleich darauf stürzte aber *in einer Entfernung von höchstens 25 Schritt* eine Feuermauer von einer Kugel getroffen ein ...“ (TB, S. 272, Herv. I.K.)

Schließlich versucht der ‚Erzähler‘ des Hypertextes seine Glaubwürdigkeit auch noch dadurch zu steigern, daß er sich gelegentlich – und zwar anekdotisch – zu einem Mann von besonderer Kaltblütigkeit stilisiert; eine Stilisierung, die im Hypertext ganz und gar fehlt. Besonders auffallend ist dieses Bestreben aber gerade in den Abschnitten des Hypertextes, in denen der ‚Erzähler‘ über seine ‚Abenteuer‘ während des Bombardements der Stadt am 26. berichtet:

Da gab es bey jeder Explosion der jezt häufige[r,] doch in größerer Entfernung hineinfallenden Granaten ein Jammern und Wehklagen! – Nicht einmal ein Tropfen Wein oder Rum zur Herzstärkung – ein verdammter ängstlicher Aufenthalt – ich schlich leise zur Hinterthür<e> heraus und durch Hintergäßchen zum Schauspieler Keller der auf dem Neumarkt wohnt – wir sahen ganz gemütlich mit einem Glase Wein in der Hand zum Fenster heraus, als eine Granate mitten auf dem Markte niederfiel und platzte – in demselben Augenblick fiel ein Westphälischer Soldat der eben Wasser pumpen wollte, mit zerschmettertem Kopfe todt nieder – und ziemlich weit davon ein anständig gekleideter Bürger – Dieser schien sich aufraffen zu wollen – aber der Leib war ihm aufgerissen, die Gedärme hingen heraus, er fiel todt nieder[\*] – noch drey Menschen wurden an der FrauenKirche von derselben Granate hart verwundet – Der Schauspieler K[eller] ließ sein Glas fallen – ich trank das meinige aus und rief: ‘Was ist das Leben! nicht das bißchen glühend Eisen ertragen zu können, schwach ist die menschliche Natur!’ – Gott erhalte mir die Ruhe und den Muth in LebensGefahr, so übersteht sich alles besser! (TB, S. 274)

Im Laufe der Überarbeitung für die Öffentlichkeit erfuhr also der Text des Tagebuchs eine Reihe von textuellen Stilisierungen, die ziemlich eindeutig die Intention des Diaristen bezeugen. Sein Ziel war, einen Hypertext von ‚literarischem‘ Charakter zu erstellen, dessen Erzähler sich als kaltblütiger und daher als authentischer Beobachter des erzählten Geschehens ausweisen soll. An die Stelle des impliziten Lesers des Tagebuchs tritt im Hypertext eine ‚implizite Öffentlichkeit‘, die mit ‚Literatur‘ – Narrationen und angeblich hautnah erlebten merkwürdigen Details – bedient werden wollte. Für den Versuch, einem solchen Bedürfnis nachzugeben, erwies sich Hoffmanns eher mehr als weniger ‚literarisches‘ Tagebuch als gut geeigneter Hypotext – die Grenzen zwischen Privatem und Öffentlichem, zwischen Tagebuch und ‚Literatur‘ sind und bleiben fließend.